

Mentale Repräsentationen — gibt es sie?

ANDREAS KEMMERLING

Wenn man sich fragt, ob es So-und-sos gibt, ist es sehr nützlich, erst einmal darüber Klarheit zu erreichen, in welche Ecke der großen ontologischen Registratur So-und-sos gehören sollen und was denn eigentlich ihre begrifflichen Merkmale sind.¹ Und schließlich ist es ja immer ganz hilfreich, ein paar Beispiele zu haben, und zwar möglichst paradigmatische, d. h. solche, für die gilt: Also, wenn es sich dabei nicht um ein So-und-so handelt, dann weiß ich auch nicht, was ein So-und-so ist. Paradigmatische Beispiele sind ein gefundenes Fressen für den, der die Existenz von So-und-sos bestreiten will. Er kann — wenn er es denn kann — sich nun daran machen zu zeigen, daß diese Beispiele nicht die für So-und-sos definierenden Merkmale erfüllen.

Ein Beispiel. Nehmen wir Kugeln. Kugeln seien (für dies Beispiel) ontologisch registriert als materielle Gegenstände; ihr begriffliches Merkmal ist, daß jeder Punkt auf ihrer Oberfläche gleich weit vom Mittelpunkt entfernt ist. Paradigmatische Beispiele von Kugeln seien bei Billardweltmeisterschaften zugelassene Bälle. Wer die Existenz von Kugeln bestreitet, könnte sich nun über einen Satz solcher Bälle hermachen und nachweisen, daß keiner von ihnen das definierende Merkmal erfüllt.

Dies Beispiel zeigt, daß damit der Streit um die Existenz von Kugeln noch lange nicht endgültig entschieden sein muß. Der Vertreter der These von der Existenz von Kugeln — nennen wir ihn kurz den Kugler — mag einräumen, daß er ein Schirmmützel verloren hat, aber keine Schlacht, geschweige denn einen Feldzug und schon gar nicht den Krieg. Der Kugler mag folgendes sagen: „Meine Beispiele waren schlecht gewählt; tatsächlich, Billardbälle sind keine Kugeln, das wußte ich bislang noch nicht, herzlichen Dank, lieber Gegner, für diese interessante Neuigkeit.“

¹ Dies ist die im wesentlichen unveränderte Fassung des Vortrags, den ich in Saarbrücken gehalten habe. Er war auf die Bedürfnisse einer mündlichen Präsentation abgestimmt und hatte kurz zu sein. Eine weniger gedrängte Darstellung meiner Einwände gegen eine repräsentationalistische Theorie à la Fodor habe ich in zwei Zeitschriftenbeiträgen gegeben, die im Jahre 1991 im ersten und zweiten Heft von *Kognitionswissenschaft* erschienen sind.

Meine neuen paradigmatischen Kugeln sind übrigens Spezialanfertigungen aus dem physikalischen Institut von Professor Rund“. Der Kugler mag aber auch anders reagieren. Er sagt vielleicht „Gut, was ich eigentlich unter einer Kugel verstanden wissen will, ist etwas, das die definierende Bedingung *näherungsweise* erfüllt. Ich lockere meine Definition ein wenig“. Oder der Kugler ändert den ontologischen Vermerk ab und registriert Kugeln nun als theoretische Entitäten (Unberabteilung: mathematische Konstrukte). Oder er vertritt nun die Auffassung, man müsse im Hinblick auf Kugeln einen primären Begriff („Kugel im strengen Sinn“) von einem sekundären Begriff („Kugel im vulgären Sinn“) unterscheiden und über die Existenz von beidem getrennt diskutieren.

All das soll darauf hinweisen, daß Streit um Existenzfragen schon dann nicht leicht ist, wenn die fragliche Sache sich einer klaren Definition und schöner Beispiele erfreut. Dies ist bei mentalen Repräsentationen nun gerade nicht der Fall. Das macht alles viel komplizierter für den, der die Existenz mentaler Repräsentationen bestreiten will. Und sich dabei kurz fassen will. Doch sei's drum. Hier kommt mein Versuch, binnen zwanzig Minuten die Existenz mentaler Repräsentationen in vernünftigen Zweifel zu ziehen oder jedenfalls plausibel zu machen, weshalb so ein Zweifel für vernünftig gehalten werden kann.

Ontologischer Eintrag: in der Rubrik „geistige Einzeldinge“.

Mit der Bestimmung „Einzelding“ ist folgendes gesagt. Eine mentale Repräsentation ist keine Eigenschaft oder ein sonstiges Universale, die bzw. das sich in Einzeldingen manifestiert oder realisiert. Denken wir an eine konkrete Kugel einerseits und die abstrakte Eigenschaft, eine Kugel zu sein, andererseits. Die Kugel *hat* natürlich die Eigenschaft, eine Kugel zu sein; sie exemplifiziert diese Eigenschaft. Aber sie *ist* nicht diese Eigenschaft. Andere Kugeln haben dieselbe Eigenschaft. Denken wir nun an eine konkrete mentale Repräsentation, etwa die mentale Repräsentation, die Leibniz am Morgen seines dreißigsten Geburtstags nach dem Aufwachen von seinem linken Fuß hatte. Nennen wir sie der Kürze halber *m*. *m* *hat* die Eigenschaft, eine mentale Repräsentation von Leibnizens linkem Fuß zu sein, aber *m* *ist* nicht diese Eigenschaft. Andere mentale Repräsentationen als *m* haben dieselbe Eigenschaft. Sollte es jemandem unter Ihnen eben gelungen oder widerfahren sein, eine mentale Repräsentation von Leibnizens linkem Fuß zu bilden, dann gäbe es mithin ein weiteres geistiges Einzelding mit der genannten Eigenschaft.

Kurz, wenn ich im folgenden bestreite, daß es mentale Repräsentationen gibt, dann bestreite ich wohlgerne nur eines: die Existenz gewisser geistiger Einzeldinge, nicht die Existenz gewisser geistiger Eigenschaften.

Mit der Bestimmung „geistig“ ist etwas ziemlich Unklares gemeint. Nämlich das, was sowohl Materialisten, als auch Dualisten, Epiphänomenalisten, Idealisten, neutrale Monisten und alle übrigen X-isten meinen, wenn sie vom Geistigen reden. Wenn ich davon spreche, daß mentale Repräsentationen *geistige* Einzeldinge sind, will ich nicht sagen, daß sie keine materiellen sind oder daß sie sich nicht im physikalischen Raum aufhalten. Ich will nichts dergleichen behaupten oder bestreiten, sondern nur einen metaphysisch neutralen Konsens aller über die Unterscheidung zwischen dem Geistigen und dem Körperlichen voraussetzen. Jedermann akzeptiert, daß an den Nikolaus zu glauben etwas Geistiges ist und einen Zentner zu wiegen etwas Körperliches. Worin dieses metaphysisch neutrale Kriterium zur Unterscheidung des Geistigen vom Körperlichen nun genau besteht, ist selbst wiederum eine umstrittene Frage; aber keine, die uns hier angehen müßte. Kurz gesagt, ich setze voraus, daß wir ganz gut wissen, was „geistig“ heißt, auch bevor — oder: unabhängig davon, wie — wir Stellung zur Metaphysik des Geistes beziehen. Wir würden jedenfalls darüber einig werden können, daß eine gewisse Phänomenklasse ausschließlich paradigmatische Beispiele aus dem Bereich des Geistigen enthält. Der Rabe Ralph gehört nicht in diese Klasse; hingegen gehört jede Vorstellung von ihm hinein. Auch der geliebte Rabe Ralph gehört nicht in die Klasse der geistigen Entitäten; die Liebe zu ihm hingegen schon. Und so weiter; ich setze voraus, es gibt hinreichend viele Beispiele dafür, was geistig ist, über die wir uns einig sind.

Gut. Jetzt ist also leidlich klar, was mit der ontologischen Rubrik „geistiges Einzelding“ gesagt sein soll. Wenden wir uns nun den paradigmatischen Beispielen für mentale Repräsentation zu.

Erste Klasse paradigmatischer Beispiele: das geistige Erlebnis, das ich hatte, als ich zum ersten Mal in eine faule Nuß biß. Oder das geistige Erlebnis, das ich hatte, als ich vorgestern vom Klingeln des Telephons aufgeschreckt wurde. Oder das geistige Erlebnis, das ich hatte, als mir der Wind gestern um zwölf heftig entgegenblies. Und so weiter, und so weiter; nennen wir solche Beispiele **Sinnesempfindungs-Beispiele**.

Zweite Klasse paradigmatischer Beispiele: das geistige Erlebnis, das ich hatte, als ich mir versuchte auszumalen, wie der Sunset Strip in Hollywood nach tagelangem Schneefall aussähe. Oder das geistige Erlebnis, das ich hatte, als ich mir im Möbelgeschäft überlegte, ob jener Sessel zu unserer Couch paßt. Oder das geistige Erlebnis, das ich hatte, als ich mir vorzustellen versuchte, wie Erdbeeren in einer Senf/Ketchup-Sauce schmecken. Und so weiter, und so weiter; nennen wir solche Beispiele **Imaginations-Beispiele**.

Dritte Klasse paradigmatischer Beispiele: das geistige Erlebnis, das ich hatte, als mir einfiel, daß ich den Schlüssel in der Wagentür hatte stecken gelassen. Oder das geistige Erlebnis, das ich hatte, als ich in den Nachrichten erfuhr, daß Herr Kohl in Paris ist. Oder das geistige Erlebnis, das ich hatte, als ich mich nach langem Hin- und Herüberlegen dazu entschloß, mir einen Computer zu kaufen. Oder die geistigen Erlebnisse, die ich beim Hin- und Herüberlegen hatte. Und so weiter, und so weiter; nennen wir solche Beispiele **Bewußtsein-Beispiele**. Das ist kein schönes Etikett für diese dritte Klasse paradigmatischer Fälle. Ich habe diese Bezeichnung aus zwei Gründen gewählt, erstens weil es zu all diesen geistigen Erlebnissen Entsprechungen gibt, denen (sozusagen) nur der Aspekt der Bewußtheit — der Erlebnischarakter — abgeht. Ich kann etwas glauben, oder zu einer Überzeugung gelangen, ohne daß ich dabei ein geistiges Erlebnis habe. Ich kann zu einem Entschluß gelangen (oder jedenfalls etwas sehr Ähnliches tun), ohne daß mir dies überhaupt bewußt wird. Die Bewußtsein-Beispiele sind also Phänomene, bei denen der Aspekt der Bewußtheit eine wichtige Rolle spielt, und zwar insofern, als es ähnliche Phänomene gibt, die nicht bewußt sind, und die deshalb nicht in diese Beispielklasse fallen sollen. Der zweite Grund dafür, hier von Bewußtsein-Beispielen zu sprechen, ist, daß mir keine bessere Bezeichnung eingefallen ist.

Vierte Klasse paradigmatischer Beispiele: die geistige Disposition, die es einem Taxifahrer ermöglicht, in seiner Stadt auf der kürzesten Route vom Punkt x zum Punkt y zu fahren, ohne im Stadtplan nachzuschauen, obwohl er noch nie zuvor von x nach y gefahren ist. Oder die geistige Disposition, die es einem erfahrenen Juristen ermöglicht, auf Grund der Schilderung eines Vorfalls anzugeben, welcher Tatbestand vorliegt. Nennen wir solche Beispiele **kognitive Kompetenz-Beispiele**.

Belassen wir es zunächst einmal bei diesen vier Sorten paradigmatischer Beispiele für Kandidaten auf den Titel „mentale Repräsentation“. Wenden wir uns nun den begrifflichen Merkmalen zu. Was macht geistige Erlebnisse oder Dispositionen zu mentalen Repräsentationen?

Begriffliche Merkmale: (1) Eine mentale Repräsentation hat einen Inhalt; sie bezieht sich auf etwas, z. B. auf irgendeine Sache oder irgendeinen Sachverhalt (also etwa auf den jetzigen Regen oder darauf, daß es jetzt regnet). (2) Der Inhalt, den eine mentale Repräsentation hat, ist für die Zwecke der psychologischen Erklärung ihre taxonomisch relevante Eigenschaft. (3) Mentale Repräsentationen sind strikt individualistische oder innergeistige Entitäten; für die Beantwortung der Frage, ob x eine mentale Repräsentation vom gleichen Typ ist wie y, ist es nur erheblich, wie die geistige Innenwelt derjenigen Individuen beschaffen ist, die x bzw. y haben.

– Diese drei Merkmale nenne ich, entsprechend der Reihenfolge, in der ich sie gerade vorgestellt habe, das **semantische**, das **explanative** und das **individualistische** (oder **intramentale**) Begriffsmerkmal.

Mit dieser Auflistung beanspruche ich keine Vollständigkeit. Im Gegenteil. Beiseite gelassen habe ich beispielsweise die für die Kognitionswissenschaft kennzeichnende Auflage, wonach eine mentale Repräsentation eine bestimmte formale oder „syntaktische“ Struktur hat, die den Inhalt der mentalen Repräsentation in geeigneter Weise encodiert und ihre kausale Rolle in geistigen Abläufen determiniert. Die derzeit (zumindest in Philosophenkreisen) berühmteste psychologische Theorie mentaler Repräsentationen, die von Jerry Fodor, hat natürlich noch einiges mehr über mentale Repräsentationen zu sagen, als ich in den drei Begriffsmerkmalen zusammengefaßt habe. Aber das reicht mir schon. Denn es gibt Gründe anzunehmen, daß nichts in der Welt diese drei Merkmale allesamt erfüllt. Und dann hilft es auch nichts, wenn noch weitere Merkmale hinzugenommen werden.

Welches sind diese Gründe? Nun, in der besten verfügbaren Theorie, in der die Existenz von Entitäten mit den drei genannten Merkmalen angenommen wird, gelingt es nicht, glaubhaft – geschweige denn plausibel – zu machen, daß sich diese drei Merkmale (Semantizität, Explanativität, Intramentalität [= Kompatibilität mit dem Individualismus]) vereinbaren lassen.

Ganz thetisch und plakativ gesagt, verhält es sich so: Wenn sich einer Sache plausiblerweise ein gewöhnlicher Inhalt und dem Inhalt wiederum eine Erklärungskraft von der angestrebten Art zuschreiben läßt, dann ist die betreffende Sache nicht im gewünscht strikten Sinne intramental. (Ein Beispiel sind Wünsche; Wünsche haben einen Inhalt, ihr Inhalt spielt eine wichtige Rolle, wenn wir z. B. absichtliche Handlungen erklären. Aber Wünsche – jedenfalls insofern, als sie in der üblichen Weise zur Erklärung von Handlungen herangezogen werden – genügen nicht den strikten Auflagen des Individualismus.) Deshalb sind die ersten beiden Begriffsmerkmale nicht mit dem dritten vereinbar.

Eine weitverbreitete Idee ist es nun, für die Zwecke der Psychologie auf die gewöhnliche Konzeption von Inhalten zu verzichten und eine maßgeschneiderte neue zu entwickeln. Aber es ist nicht klar, daß dies weiterhülfe, selbst wenn es gelänge. Denn wenn wir einen Typus von Inhalt konstruierten, der im gewünschten Sinne intramental wäre (sog. „engen“ Inhalt zum Beispiel), dann wäre nicht ausgemacht, daß wir damit zu der gewünschten Art von Erklärungskraft gelangten. Anders gesagt, es könnte sein, daß die Art von Erklärung, die in der kognitiven Psycho-

logie de facto angestrebt wird und auch sinnvollerweise anzustreben ist, von Hause aus mit dem gewöhnlichen Inhaltsbegriff verheiratet ist. Wenn dies tatsächlich so wäre — um diesen Punkt gibt es einen zur Zeit recht heftigen Streit in der Philosophie des Geistes und der Wissenschaftstheorie der Psychologie —, so wäre unser vorheriges Ergebnis folgendermaßen zu verschärfen: Nicht nur sind die Merkmale der Semantizität und der Explanitivität mit dem dritten Merkmal unvereinbar; die beiden ersten Merkmale sind auch nicht einzeln modifizierbar.

Die hier flüchtig angedeutete Argumentation gegen die These von der Existenz mentaler Repräsentationen läßt die paradigmatischen Beispiele völlig außer acht, so scheint es. Und doch wird mit ihr, so scheint es, gerade die Existenz dieser paradigmatischen Phänomene bestritten. Beide Male trägt der Schein. Zum Abschluß möchte ich kurz erläutern, inwiefern er trägt.

Erstens behandelt die hier skizzierte Argumentation sehr wohl die paradigmatischen Beispiele. Die Argumentation hat als Ergebnis eine sehr weitreichende negative Existenzthese, die eben auch diese Beispiele betrifft. Diese negative Existenzthese lautet: Es gibt kein geistiges Einzelding, das zugleich die Merkmale der Semantizität, Explanativität und Intramentalität hat. Eine Spezialisierung dieser These lautet: Auch die paradigmatischen Beispiele bilden keine Ausnahme. — Anders gesagt, die Argumentation geht zwar nicht besonders auf die paradigmatischen Beispiele ein, erstreckt sich aber auch auf sie.

Zweitens wird mit der Argumentation keineswegs die Existenz der Phänomene bestritten, die hier als „paradigmatische Beispiele für mentale Repräsentationen“ vorgestellt worden sind. Ich bestreite nicht die Existenz von kognitiven Kompetenzen, von bildlichem Vorstellen, von Geschmacksempfindungen oder vom Bewußtsein eigener intentionaler Zustände. Was ich bestreite, ist, daß dies Fälle sind, in denen mentale Repräsentationen vorliegen. (Ich bestreite die Existenz von Phlogiston, aber nicht die von Verbrennungsvorgängen; ich bestreite die Existenz des Äthers, aber nicht die Ausbreitung des Lichts; ich bestreite die Existenz von Magie, nicht die Existenz von Genesungen, die als paradigmatische Beispiele ins Feld geführt werden mögen. Es gibt Billardbälle, räumt der Gegner des Kuglers ein, aber seines Erachtens keine Kugeln.)

Meine Leugnung der Existenz mentaler Repräsentationen ist ganz und gar unskeptizistisch im Hinblick auf den psychologischen Phänomenbestand; die bewußten geistigen Erlebnisse und die nicht bewußten kognitiven Kompetenzen bleiben unbestritten. Meine Leugnung der Existenz mentaler Repräsentationen ist die Leugnung der Adäquatheit eines theo-

retischen Begriffs. Die Inadäquatheit eines theoretischen Begriffs zeigt sich daran, daß die Theorie, in der er verwendet wird, nichts taugt, oder daß er, falls sie doch etwas taugt, dazu nichts beiträgt. Natürlich habe ich heute keinen Nachweis dieser Art angetreten. Das war auch nicht meine Absicht. Was ich in diesem kleinen Vortrag zeigen wollte, war vielmehr dies: Die Frage, ob es mentale Repräsentationen gebe, ist die Frage nach der Adäquatheit eines theoretischen Begriffs. Es ist keine skeptizistische Flause, die man in der Philosophie des Geistes oder in der Kognitionswissenschaft milde lächelnd übergehen könnte.

Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts dominiert dieser Begriff die Theoriebildung zum Thema menschliche Kognition. Je gründlicher man sich in die Theorien des Geistes von René Descartes und Jerry Fodor vertieft, desto deutlicher wird einem werden, wie ungemein eng der Begriff der mentalen Repräsentation an den alten Begriff der *idea* angelehnt ist. Fodors Repräsentationalismus ist, im wesentlichen, Cartesianismus minus Dualismus plus Computermetapher. (Kein „*narrow content*“ bei Descartes? Aber natürlich: dem entspricht die „*realitas obiectiva*“ einer Idee. Keine Unterscheidung zwischen dem syntaktischen und dem semantischen Aspekt mentaler Repräsentationen bei Descartes? Aber natürlich: dem entspricht die Unterscheidung zwischen der Idee, „*materialiter*“ genommen, und der Idee, „*obiective*“ genommen.) Natürlich beweist das nichts gegen Fodors Auffassungen, sondern ist eher als ein weiterer Hinweis auf die Brillanz und Subtilität Cartesischer Überlegungen zu nehmen. Man sollte sich den Luxus leisten, die Entwicklung des repräsentationalistischen Zugangs zur Kognition in den vergangenen dreihundert Jahren zur Kenntnis zu nehmen. Nicht aus Gründen der philosophischen Allgemeinbildung (die natürlich eine feine Sache ist), sondern um mehr über die Sache zu lernen — die Sache namens „mentale Repräsentation“, die es meines Erachtens (so) nicht gibt.

Lassen Sie mich zum Schluß auf einen letzten Punkt hinweisen. Es gibt viel schlechte Kritik am Begriff der mentalen Repräsentation. Der eine schlechte Kritiker schnappt irgendeine Formulierung auf, etwa die schöne Metapher von F. P. Ramsey, wonach unsere Überzeugungen Karten sind, nach denen wir unsern Kurs bestimmen. Über diese Metapher fällt der Kritiker dann her, und weist unter Aufbietung bittersten Scharfsinns nach, daß Überzeugungen keine Karten sind — ja, sogar aus apriorischen Gründen und mit begrifflicher Notwendigkeit keine *sein können* —, daß mithin Überzeugungen unmöglich Repräsentationen seien, und so weiter. Der andere schlechte Kritiker liest seine persönlichen begrifflichen Assoziationen in den Terminus „mentale Repräsentation“ hinein und beweist an-

schließlich, daß es dergleichen nicht geben könne. (Beliebt ist hier z. B. folgendes Manöver: Jede Repräsentation sei eine Repräsentation nur dadurch, daß sie von jemandem als Repräsentation benutzt wird; etwas als Repräsentation zu benutzen sei eine Tätigkeit, die einen geistbegabten Benutzer verlangt; das Subjekt selbst könne dieser Benutzer nicht sein, denn normalerweise benutze man seine inneren Zustände ja nicht zu irgendeinem Zwecke, also auch nicht als Repräsentationen; folglich müsse ein „subpersonaler“ Benutzer der Repräsentation postuliert werden; und aus dieser Konsequenz werden dann gerne infinite Regresse oder Zirkel konstruiert.) So etwas kann recht scharfsinnig und anregend vorgetragen werden, aber es geht an der Frage vorbei, ob es mentale Repräsentationen gibt, wie von ihnen in gewissen Kreisen der Philosophie und der kognitiven Psychologie gelegentlich die Rede ist.

Diese Frage läßt sich nicht anders beantworten als dadurch, daß man die (prima facie) ausgereiftesten und aussichtsreichsten Theorien untersucht, die mit diesem Begriff arbeiten. Sind diese Theorien wirklich gute psychologische Theorien? Das wäre die erste Frage. Und dann kommt gegebenenfalls die zweite Frage: Leistet der fragliche Begriff in diesen Theorien echte Arbeit und trägt etwas zu ihrem Erklärungswert bei — oder ist er nur eine draufmontierte ideologische Zierleiste? Ist die Antwort auf eine der beiden Fragen „Nein“, dann ist Zweifel an der Existenz mentaler Repräsentationen berechtigt. Dieser Zweifel ist keine abwegige Leugnung wohlbekannter geistiger Phänomene, sondern gehört zu jeder ganz normalen — wiewohl grundsätzlichen — Überprüfung der Adäquatheit gewisser psychologischer Theorien.